



Vorfrühling, kalt und regnerisch. Wir klemmen uns fröhlich zu viert in das kleine rote Auto; zwei Freunde sind bewaffnet mit riesigen Kamera-Objektiven, harmlose Jäger auf der Jagd nach der Schönheit der Natur. Uns verbindet der Buddhismus, durch ihn kamen wir uns nah. Nach kurzer Fahrt erstreckt sich karges wildes Land vor uns, flammend beleuchtet von Sonnenlichtfetzen. Unser alter Hase von Fahrer kennt einen abgelegenen Acker. Dort stehen, einfach so, hunderte bezaubernde Kraniche herum und trompeten. Warum bin ich von ihrem Anblick so ergriffen? Schweren Herzens lassen wir sie in Ruhe und erreichen unser eigentliches Ziel: Ein Parkplatz am Rand des Schutzgebietes, ein Wiesenweg führt uns zu einer Beobachtungshütte mit Blick über Seen und Brachland. Massen von Wildgänsen bevölkern das Terrain, und ihre Rufe mischen sich zu einem schrägen Chor im Hintergrund. Uns ereilt der Reihe nach auch der Ruf der Natur, eher unpraktisch und anrühlich – körperliche Fakten, auf die uns buddhistische Texte zum Zwecke des Abtörnens gern hinweisen, weil wir dazu tendieren, sie auszublenden. Ein paar Bäume abseits dienen als Badezimmer – im Reich des Maitreya hätte uns ein lauwarmes Wölkchen Sichtschutz gewährt, aber da sind wir nicht. Wir befinden uns nah am Tierbereich. Die Menschheit hat sich hier in Form des NaBu e.V. als würdiger Herrscher erwiesen und der bedrohten Flora und Fauna ein Refugium eingerichtet, wo der Mensch sich freiwillig auferlegte, es nicht zu be-

treten. Diese bewusste Einschränkung macht reich – sie beschert uns eine Glücksfülle wie von der indischen Lebenskraft-Göttin Uma selbst gewährt, der Gemahlin des Shiva, des „Herrn der Geschöpfe“, die uns so erfreuen. Uma wurde in der Folge des strikten ethischen Retreats ihrer Mutter empfangen, und daher bedeutet ihr Name den Prohibitiv, eine kuriose Anrufung in Verbotform: „Oh, nicht...(machen)!“ Altruistischer, ethischer Verzicht erwirkt höchsten spirituellen Gewinn. Hier bedeutet er den Schutz anderer Wesen – nachhaltiges Glück für sie und uns. Wir steigen hoch in den geräumigen Verschlag, der für uns Zaungäste der Natur eingerichtet wurde, damit wir nicht stören. Durch die Scharten des Hochstandes öffnet sich ein Rundumblick in die Schatzkammer der Natur. Thermosflaschen mit heißem Tee und Schokolade werden auf dem rustikalen Tisch ausgebreitet, unsere künstliche Menschenwelt und was sie ausmacht: technisches Gerät, Handschuhe, Rucksäcke, Mützen. Die Silberreier draußen dagegen sind einfach da. In herrliche Federn gekleidet, fliegen sie ohne Gepäck, und ihre Anmut nimmt uns gefangen. Einer unserer beiden Fotojäger gerät in Erregung: „Schau, da hinten geht es los!“ Und tatsächlich, am hinteren Ufer des Sees erhebt sich ein Schwarm Wildgänse, und die lockeren Formationen der kraftvollen Flieger steuern auf uns zu. Mein Blick durch ein Fernglas bringt mich ihnen seltsam nah: Mein Sehen und damit ich selbst wandern hoch in den Himmel, scheinbar auf Augenhöhe mit den

NATUR UND BUDDHA- NATUR

NICOLA HERNÁDI



durch die Luft rudern den Tieren. Mit heftigen Muskelschlägen durchdringen sie den Wolkenraum, ich kann ihren Atem sehen, die Bewegung ihrer Augen. Ich fühle mich, als ob ich mit ihnen flöge und bin hingerissen. Doch ich lüge bloß durch eine künstliche Optik aus dem dunklen Inneren eines Hochstandes in die Welt – gewissermaßen unser aller Schicksal.

Wir Menschen sind die Stars der Evolution, doch wir bezahlen dafür einen Preis. Unsere Krone höherer Bewusstseinsfähigkeiten macht uns zu Ausgestoßenen. Voller Sehnsucht schauen wir auf die Natur, wie ein Kind, das sich nach der Mutter sehnt, die es verloren hat, und wären gern wieder ganz vereint mit ihr. Wie Adam und Eva jenseits von Eden. Psychologen sagen, Aufenthalt in der Natur sei das beste Antidepressivum, aber leider sind wir gewöhnlichen Menschen dazu verurteilt, ihr innerlich letztlich entfremdet zu bleiben und immer wieder aus ihr zurück in unseren Bereich kehren zu müssen. Unsere Körper gehören ganz Mutter Natur, wir sind eindeutig Produkt der Kräfte des Universums, aber obwohl alles an uns überhaupt nicht getrennt sein kann vom All, sondert unser Geist uns auf seltsame Weise von ihm ab. Unsere Ideen über die Natur zeichnen ein verzerrtes Bild von ihr. Die kollektiven Errungenschaften der Zivilisation bieten uns viel Komfort, schützen uns bis zu einem gewissen Grad vor den Bedrohungen durch die Natur, so dass man die Illusion lange aufrechterhalten kann, wir seien unabhängig von

ihr, und sie existiere irgendwo da draußen. Der Klima-Wandel zeigt uns das Gegenteil. Wir sind Nahrung, Erde, Wasser, Feuer, Luft und Energie in einem fragilen Gefüge. Wie kam es dazu, dass sich das All in uns seiner selbst bewusst wurde? Was genau ist Leben? Religion und Wissenschaft sind zwei Systeme, die das beantworten wollen, und die sich im Idealfall überschneiden. In bester Form sind beide Dharma. Beider Ansehensverlust dagegen basieren gleichermaßen auf Missbrauch zu egoistischen Zwecken, der Neigung, aus Geltungsdrang oder Rechthaberei Wahrheit zu verfälschen, und auf Angst vor Verlust durch Wandel, kurz: auf einem zum Dämon aufgeblähten Ego.

Jedes noch so mächtige Ego ist am Ende nur ein leerer Popanz, und es wäre gut, sich seine Natur ein für alle Mal klarzumachen, um diesem Feind unseres Glücks nicht immer wieder zu erliegen. Nicht umsonst heißen daher Arhats „Feindzerstörer“. Die Kunst zeigt sie oft als vollkommen mit der Natur verwachsen, der sie, in ihr meditierend, auf den Grund gingen. Sie bilden Landschaften in der Landschaft: Zerfurchte Gesichter, felsenartige Schädel mit struppigen Haarresten wie Sträucher. Im Schoß oder auf dem Kopf tragen sie manchmal ein Vogelneest mit Küken darin, denn sie bilden liebevoll einen großzügigen Boden für das Leben und die Wesen, und sie warten geduldig, bis wir Kleinen endlich flügge sind. Manche bleiben, heißt es, bis der nächste Buddha erscheint und lehren derweil. Unter der wildnishaft stillen Naturfassade ihrer Erscheinung lodern glutvoll ihre äußerst lebendigen Augen als Zeichen ihres machtvoll sehenden Geistes. Sie besitzen die Sicht und die ausgereifte Buddha-Natur, die sie völlig in Einklang mit der Natur existieren lässt und alles Zeitliche überschreitet. Man denke auch an Cakrasamvara, dessen Name „Der das Rad vollkommen integrierte“, nämlich das Rad der Wirklichkeit wie das der Zeit. Wie kamen sie dahin?

Die ultimative Waffe – Schaum

In einem indischen Mythos vermag nur Gott Indra den gegen alle Zerstörung gefeierten egomanischen Wolken-Dämon mit dem Vajra zu zerspalten, so dass die Wasser wieder strömten und das Leben wieder geschehen konnte. Dies war weder am Tag noch bei Nacht möglich, sondern in der Dämmerung – wie Buddhas Erleuchtung – also zwischen einem umnachteten unbewussten Zustand des Geistes und reiner Intellektualität. Er spaltete ihn nicht mit Festem oder Flüssigem, sondern sein Vajra war aus Schaum gebildet. Heinrich Zimmer schreibt dazu: „Das Zeitlose Lebendige – im Seelischen: das Unbewusste – spottet aller Namen und Formen, denn alle sind ihm gleich nahe als seine spielenden Wandlungsgestalten, Masken und Erscheinungsformen. Es lacht aller Verfestigungen und Versteifungen auf eine Seinsform wie auf einen Namen, die Dauer gewähren sollen und Schutz vor dem Hinsterben in ewig wechselnde Verwandlungen, Schutz vor den Schmerzen immer neuer Geburten und Abschiede und Übergänge ohne Ende. (...) Wer Gebärde im Reigen zu sein vermag, ist geborgen; wer „sein Leben zu verlieren bereit ist, wird es gewinnen.“ Gegenüber zielsetzender Bewusstheit und Absichtlichkeit auf lange Sicht ist Ironie die Form, in der sich Wirklichkeit geschehen lässt. Und doch legt alle Moral und Lebensweisheit unser Handeln auf lange Sicht und Dauer an, auf Besitz und Erbe, Tradition und Verantwortung – wo wären wir ohne alles das über die Generationen hin und in der Gemeinschaft? Der Instinkt des

Lebens selbst geht darauf aus, in den Gemeinschaften der Tiere, in der Vorsorge für die Brut, in den Staaten der Insekten – aber dagegen steht ein anderer Zug des Lebens, der es besser weiß und den Trieb zur Dauer ironisiert.“ (aus: Maya)

Wer kann so viel ironischen Abstand zu sich nehmen wie die Arhats? In einer interessanten Passage geht der jugendliche Buddha einen Weg entlang, und es tun sich Schatzkammern auf. Die Schätze darin bieten sich ihm als „Schätze seiner Vorfahren“ an, die er jetzt nach Herzenslust verwenden könne. Doch der Buddha sagt, fast trotzig wie ein Teenager: „Meine Vorfahren waren allesamt Dummköpfe. Wann hätte ich es je verstanden, Schätze auszugeben?“ Die Schätze drohen, sich ins Meer zu werfen, Buddha winkt ab: „Tut, was ihr wollt!“ Mehr Ironie geht kaum. Akkumulieren und sich entladen. Wir können nicht atmen und uns dabei nicht verändern, unsere Körper haben ein Verfallsdatum. Doch transzendente Sicht bedeutet nicht nur, über die Schwelle des eigenen Todes hinaus zu blicken, sondern auch, das Vorher zu beleuchten, um die Gegenwart zu begreifen. Der wesentliche Ort, wo wir Antworten erhoffen können, ist unser Geist. Wir blicken in ihn hinein wie in die undurchdringliche Tiefe des Meeres. Im Mythos wird der trübe Milchmeer-Ozean des Bewusstseins durch konzentrierte Shamatha-Meditation (Berg Meru) und dynamische Lebensenergien (Weltenschlange Shesha) als Quirlschnur geklärt, kontrolliert bewegt von den dämonischen und göttlichen Kräften im Verein. Dabei tritt das Gute des Geistes in allerlei Formen hervor wie Butter aus der Milch: alles, was man im Mandala darbringt, erscheint, und der Nektar der Unsterblichkeit ist gewonnen. Durch den klugen Vishnu werden die Dämonen durch ihn selbst als verführerische Maid Mohini, „die Verblenderin“, abgelenkt und mit Alkohol abgespeist, während die Götter das Amrta trinken, das sie jedoch ohne die Dämonen nicht erlangt hätten. Hier werden tantrische meditative Vorgänge beschrieben. Einen ähnlichen Aspekt der Verbindung von Geistes- und Lebenskräften zeigt das Bild des meditierenden Buddha, geschützt und gestützt von Schlangenkönig Mucilinda, der ihn auf freundlich-grobe Art mit seinem Gefolge gegen die Elemente einhüllt und dabei die Verbundenheit mit dem erleuchteten Geist überaus genießt. Mucilinda zieht sich nach überstandenen Unwetter, ganz Diener, zurück. Er illustriert die Natur des sterblichen Anteils des Erscheinungs-Körpers eines Buddha. Auch der grüne Buddha Amoghasiddhi in Vereinigung mit der leicht zornvollen grünen Tara, stellt diese Synthese aus erleuchtetem Geist und Lebenswinden dar, sein Attribut sind Schlangen, Tara trägt sie als Kringel im Haar.

Das Entstehen des Keimes zur Erleuchtung

Welche Realität hat die Buddha-Natur? Wie wird aus dem gewöhnlichen Geist ein Buddha? In der Legende geht der Buddha-Keim als „weißer Elefant“ im Traum in den Leib der Maya ein. Das bedeutet u. a., in den umnachteten Geist (Maya) tritt ein geläuterter Zustand von Shamatha ein. Um dahin zu kommen, dass dies geschieht, hat der Bodhisattva über zahllose Leben verdienstvolles Karma und Weisheit angesammelt. In all diesen Leben verweigert sich der Buddha in spe immer wieder selbstbewusst der egoistischen Denkungsart und treibt dadurch einen Keil in das Denken der Welt: durch aberwitzige, unbeirrbar Großzügigkeit, durch Liebe und durch Ausrichtung auf höhere

Ziele schlug er dabei der Weisheit und dem Heil eine Bresche. Das gewöhnliche Denken betrachtet auf Transzendenz ausgerichteten Denken mit Argwohn, für das Ego stellt es eine Bedrohung und Verlockung zugleich dar: endgültige Vernichtung oder Gelegenheit sich noch weiter zu überhöhen. Selbst die größte Schärfe des Intellekts allein reicht nicht, um Weisheit zu gewinnen. Die sechs Vollkommenheiten, Großzügigkeit, Ethik usw. machen den Buddha-Fötus aus und lassen ihn wachsen, durch Handeln, nicht allein in der Theorie. Wäre die Buddha-Natur nicht von Leerheit gekennzeichnet, könnte sie das nicht. Stabil wird der Buddha-Embryo durch Glauben, genährt durch den Dharma, empfangen durch heilige Lehrer.

In Mythos des Vishnu als „Löwenmann“, Narasimha, übernimmt als Heilsgestalt „Prahlada“, „Lobpreis“ eine ähnliche Rolle als Embryo der Heiligkeit. Geboren als Sohn des übermächtigen Dämons „Goldgewand“ entstand in ihm, personifiziert in ihm, gläubige Hingabe durch ein Hören heiliger Worte. Der Dämon hatte sie unfreiwillig und mit Verärgerung gehört. Der ewige Guru Narada und das personifizierte Gebirge Himavat, die Stätte der meditierenden Yogis, hatten sie in Form zweier Spatzen dem Dämon ins Ohr gezwitschert – seine reine Gattin, daraufhin geschwängert, brachte nun daraus den Keimling der Heiligkeit hervor – eine Befruchtung des Geistes durch Geist in Form von Hören, befördert durch die grundsätzlich reinen Kräfte der Mutter Natur, für die auch die buddhistischen Taras stehen. Durch die natürliche Beschaffenheit des Phänomens Geist in Verbindung mit Lebenskraft kann es Entwicklung zur Befreiung geben, wenn der Geist sich dem, was jenseits des Egos liegt, hingeben kann, dafür steht Prahlada, der Lobpreis. Denn es gibt etwas Ungeschaffenes, Ungeborenes – das sagen vishnuitische wie buddhistische Texte – und das kann kein fixes Ich sein.

Die Heilung der Wildgans

Dem jugendlichen Buddha fällt die von seinem bösen Vetter Devadatta abgeschossene Wildgans vor die Füße. Die Wildgans, „Hamsa“ ist auch das Reittier des Brahma, Gott der schöpferischen Natur und Weisheit. Frei in den drei Sphären sich bewegend, symbolisiert ihr Flug Befreiung von Samsara. Hohe Hindu-Heilige, aber auch der Buddha, werden daher oft als „Parama-Hamsa“ angesprochen, als „höchste Wildgans“. Es verbirgt sich das anti-dualistische Wortspiel „Ich ist er“ (ham – sa) darin. Der Buddha zieht ihr den Pfeil aus der Wunde heraus, heilt sie liebevoll und beschützt sie vor der frechen Überheblichkeit des Devadatta, der sie für sich als Besitz fordert. Doch Befreiung ist kein Preis beim Schützenfest. Auch mit einspitziger Meditation lässt sich Erleuchtung nicht abschießen. Der Buddha kontert mit der Geschichte seiner Existenz; er lässt Devadatta durch einen Boten ausrichten: „Seit langer Zeit strebe ich durch Opfer jeder Art nach der Erleuchtung und alle Wesen sind in früheren Zeiten einmal mein gewesen. Wie könntest Du diese Gans vor mir besessen haben?“ Es ist allein die entwickelte Natur des Buddha, zur Reife gebracht durch aufopferndes Streben nach Realisierung der Vollkommenheiten, die das verwundete transzendente Wesen in uns heilt und wieder an den Himmel bringt. Großmäulige, rücksichtslose Anmaßung, selbst bei großen Fähigkeiten, kann das – zum Glück! – nicht.